Wer gewinnen will, kann nicht vorsichtig fahren. Es ist das reine Hasardspiel – alles oder nichts: Linus Straßer Anfang Januar beim Slalom in Adelboden. FOTO: ALEXIS BOICHARD / GETTY

Spiel mit dem Eis

Der Slalom ist die heimliche Königsdisziplin des Wintersports: Bei einer Geschwindigkeit von bis zu 50 Kilometern pro Stunde auf gefrorener Piste gilt es, die Skier zentimetergenau zu beherrschen – erst recht beim Höhepunkt in Kitzbühel. Wie gelingt das? Den Hang hinab mit Linus Straßer.

Von Korbinian Eisenberger

Der Einfädler ist die größte Niedertracht, die der Skisport zu bieten hat. Das Phänomen hat jeden Slalomfahrer schon heimgesucht, sei er noch so erfolgreich und nahe an der Perfektion. Weil die nächste Nähe eben auch eine Gefahr birgt.

Das liegt im Wesenskern dieser Disziplin: Slalom ist der Inbegriff für Rasanz und Präzision. Biathleten können sich für ihre Gewehrschüsse Zeit lassen und Strafrunden gar wettmachen, im Slalom ist jeder Schwung eine Gratwanderung auf Kanten und Eis. Das Scharfe muss ums Runde, also um die Kippstange, und wenn ein Eisbrockerl den Innenski zu arg umlenkt, dann kippt nicht nur die Stange zur falschen Seite. Dann kippt alles, unverzeihlich, irreparabel. Aus und vorbei.

Der Münchner Skirennfahrer und Wahl-Kitzbüheler Linus Straßer hat sich dennoch freiwillig für das Spezialfach Slalom entschieden. Er zählt zu den Weltbesten der Branche, aber manchmal, da muss er seine Sparte verfluchen wollen. Etwa, wenn das eisige Schicksal sich mal wieder ihn ausgesucht hat. So wie unlängst in Wengen, als er mit Bestzeit unterwegs war und, genau, einfädelte.

Wäre er doch einfach nur Näher geworden, da gilt Einfädeln als Kunst. Aber der 31-Jährige hat sich anders entschieden. Eventuell, weil dieser Sport ihm doch näher ist als Näher. Etwa, wenn er am Sonntag beim wichtigsten Rennen des Jahres oben im Starthäuschen stehen wird, während ihn am Hang und unten im Zielraum Zehntausende erwarten. Am Ganslernhang von Kitzbühel, also fast bei ihm daheim. Er hat ja schon einen Hang zu diesem Hang, wenn er denn unten ankommt.

Einige Wochen vor dem „Kitz"-Höhepunkt am „Ganslern" ist Linus Straßer in Südtirol zugange. Und er ist bereit, sich während des Slalomtrainings auf der Piste im Skigebiet Pfelders begleiten und filmen zu lassen – er wird sich im Laufe dieser Geschichte sogar selbst eine Kamera umschnallen. Mit dabei ist auch sein Coach und Vertrauensmann Bernd Brunner, Trainer der Slalomfahrer des Deutschen Skiverbands (DSV). „Der Linus muss ein bisserl schauen, dass er nicht zu viel Vorlage bekommt", sagt Brunner. Vorlage heißt: womöglich zu viel Druck auf dem Innenski, Einfädler-Gefahr.

Straßer selbst wird an diesem Tag in den Bergen auch über die Fragen dieser Zeit sprechen. Es geht ja nicht nur um den richtigen Kantendruck oder um seine persönliche Drucksituation, dass er derzeit der einzige deutsche Alpinskifahrer in Podestnähe ist. Der, auf den viele genau schauen. Es geht eben längst um mehr, um das große Ganze im Skiweltcup und im Skitourismus, um die Zukunft seines Sports.

Wie intensiv Linus Straßer in vielerlei Hinsicht unter Beobachtung steht, lässt gleich der Beginn des gemeinsamen Skitags in Pfelders erahnen: Straßer kommt mit zerzausten Haaren in den Frühstücksraum des Hotels – er habe Besuch, raunt ihm ein Teamkollege zu, der Besucher sitze im Nebenraum ums Eck. Straßer macht sich also ums besagte Eck auf, erblickt den Besucher und fragt entgeistert: „Sind Sie von der Dopingprobe?" Man kann so einen Termin mit einem Reporter schon mal verdrängen. Und außerdem, erklärt Straßer die Verwechslung, sei er in den vergangenen vier Wochen tatsächlich fünfmal kontrolliert worden, „einer stand an meinem 31. Geburtstag um sieben Uhr morgens vor meiner Haustür und hat geklingelt". Am Ende war, wie immer, alles negativ.

„Der Sport ist wahnsinnig wichtig für unsere Gesellschaft", sagt Straßer

Jedenfalls: heute keine Dopingkontrolle, sondern Skifahren – und darüber sprechen. Eine gute Stunde später geht es gemeinsam auf den Trainingshang.

Die Techniker haben die Piste mit Wasser zu einer Eisfläche verwandelt, Profirennbedingungen, wie im Weltcup. Auf frisch geschliffenen aber doch arg in die Jahre gekommenen Slalomrennskiern fühlt es sich hier an wie auf Holzlatten.

Die eigene Skiausbildung? Lange her, und so fährt es sich auf diesem Profiterrain, als hätte es die Zeit als Jugendrennfahrer nie gegeben. Es muss also nicht zuletzt um die – für Hobbyskifahrer nicht ganz irrelevante – Frage gehen: Wie gelingt es auf so hartem Grund, Schwünge in den Schnee, ach was, ins blanke Eis zu carven?

Straßer schiebt sich mit zwei kräftigen Stockeinsätzen auf den Kurs. „Das A und O ist das Material, da sind unsere Ski dafür gemacht, auf solchen Pisten zu funktionieren", wird er später erklären. Allein dieses Material unter den Füßen macht allerdings noch keinen Weltcupfahrer. Entscheidend sei im Lauf eine „sehr zentrale Position über dem Ski". Also weder mit dem Gesäß zu weit hinten, noch mit dem Oberkörper zu weit vorne. Darauf achte er, „weil ich dadurch bewegungsbereit bin und schnell reagieren kann".

Man selbst startet mit deutlich weniger Schubkraft – rutscht und rast dann aber auf direktem Weg neben den gesteckten Kippstangen her. So dauert es auf der Eisfläche bis zur Hälfte des Kurses, Straßer einzuholen. Mit modernen Rennskiern wäre man hier eventuell leichtfüßiger unterwegs, das wäre aber auch nicht ganz ungefährlich. Bei den Brettern der Profis handelt es sich um Maschinen. Und die funktionieren nur mit enormem Muskelaufwand. Wem diese Kräfte mangels Training fehlen, der riskiert wilde Stürze.

Straßer hat nach etwa 50 Sekunden das Ziel erreicht. Er steht jetzt am Hangende, vornübergebeugt, stark schnaufend, es war die sechste Fahrt heute, die vorletzte. Er trete im Training an, als wäre es ein Rennen, sagt er. Lediglich die nervliche Anspannung, die sei nicht vergleichbar mit jenen Momenten, in denen ihm Tausende am Streckenrand zusehen. „Ich lasse es enorm laufen im Training", sagt er. „Aber im Rennen gehe ich durch das Adrenalin noch einen Schritt darüber."

Die besten deutschen Skirennläufer im Weltcup waren meist Slalomspezialisten. Armin Bittner ist zu nennen, sieben Slaloms hat er in den 1980er- und 1990er-Jahren gewonnen, dazu elf Podestplätze. Christian Neureuther kam in den 1970ern auf sechs Siege und 14 Stockerlplätze. Und – natürlich – sein Sohn Felix Neureuther, der mit 13 Einzelsiegen (elf im Slalom, einmal im Riesenslalom, einmal im Parallelslalom, dazu 34 Podestplätze) erfolgreichste deutsche Weltcup-Skifahrer der Geschichte. Wenn man so will, ist Straßer der Nachfolger Neureuthers. Bisherige Weltcup-Bilanz: drei Siege, siebenmal Podium.

Der Erfolg erhöht den Erwartungsdruck – verschafft einem aber auch Vorteile. Straßer hat einen Techniker, der ihm auf der Piste folgt und sogenannte Rutschskier schultert, die Straßer vor und nach jedem Lauf gegen die Trainingsskier austauscht, um deren Belag und Kanten zu schonen. Unten am Lifthäusl angekommen, schaut eine Gruppe junger Rennfahrer ehrfürchtig zu ihm rüber. „Das ist der Linus Straßer", sagt einer, flüstert es fast.

Skifahrer aus der ganzen Welt trainieren hier heute Slalom und Riesenslalom, etwa aus Tschechien, USA, Italien, Kroatien, Österreich. Für Touristen ist dieses Skigebiet zeitweise gesperrt, und so offenbart sich hier eine Enklave für den internationalen Skisport. Straßer ist umgeben von Jugendlichen und Kindern, die alle irgendwann mal wie er oben im Weltcup-Starthäuschen von Kitzbühel stehen wollen.

Auch darum geht es Straßer, nicht zuletzt deswegen lässt er sich in Pfelders beim Training begleiten: „Der Sport", sagt er, „egal ob Skifahren oder andere Disziplinen, ist wahnsinnig wichtig für unsere Gesellschaft, vor allem für Kinder." Gesundheit, Psyche, das meint er. „Kindern werden beim Skifahren Werte vermittelt fürs Leben, die extrem wichtig sind." Durchsetzungsvermögen, Disziplin, kollegiales Gruppenverhalten, Regeln und auch Rückschläge zu akzeptieren. „Sich mit sich selber beschäftigen, mit Ängsten, mit Druck, auch mit Freude umgehen zu lernen", zählt Straßer außerdem auf. Und weil er das so sieht, reagiert Straßer bei einem speziellen Thema dieser Zeit so, wie er mitunter reagiert: ziemlich leidenschaftlich.

Wintersportler müssen sich seit einiger Zeit deutlich häufiger als andere Athleten kritischen Fragen zur Klimaerwärmung stellen. Der Wasserverbrauch für die Kunstschneeproduktion, die Emissionen durch oft weite Anfahrten und Liftanlagen, die plattgewalzten Berghänge. Der Skisport ist arg in die Kritik geraten.

Das Durchschnittstempo im Slalom hat sich seit den 1950er-Jahren verdoppelt

Aber Linus Straßer brennt für diesen Sport, wie Feuer auf mit Öl getränktem Schnee, auch deswegen verteidigt er ihn. Er findet, verglichen mit anderen Disziplinen werde das Skifahren in der Öffentlichkeit zu häufig in den Fokus der Klimadebatte gerückt. „Sport ist immer mit Aufwand und Infrastruktur verbunden, es müssen Tennisplätze und Beachvolleyballplätze gebaut werden, es müssen Pisten präpariert werden, Fußballstadien brauchen elektrisches Licht." Straßer wirkt nicht, als hätte man ihm seinen Ski zerkratzt, eher aufgekratzt. „Man könnte zum Schluss kommen, das ist alles schlecht und böse", sagt er. Also den Sport einschränken? Zu Hause rumsitzen stattdessen? „Man könnte halt auch sagen, dass das alles wahnsinnig wichtig für uns alle ist!" Er steht jetzt wieder oben am Start des Trainings, noch einmal geht es den Slalomhang in Pfelders hinab. Für diese Fahrt bekommt Straßer die SZ-Videokamera vor die Brust geschnallt, das Mikro läuft mit. Seine Fahrt steht kurz bevor, aber er redet noch immer nicht über Laufzeiten. Jetzt redet er über Politik. Straßer erkundigt sich bei einem kanadischen Kollegen über dessen Meinung zum Premierminister Justin Trudeau – ehe er selbst Auskunft über die Verhältnisse in der Bundesrepublik gibt. Später wird er auf Nachfrage berichten, dass er als Profi seine Privilegien durchaus erkenne. „Ich befinde mich eigentlich das ganze Jahr in meiner Bubble." Umso mehr gehe es ihm darum, den Blick zu weiten.

Die Augen des Mannes vom TSV 1860 München sind nun auf die Kippstangen gerichtet, in einem Lauf, der inzwischen sichtlich zerfurcht ist, auch wenn das selbst in der Videokamera an Straßers Brust nicht so klar erkennbar ist.

Es ist der Erfahrung nach zuträglich, innerhalb der Rillen zu fahren. Ausweichen oder gar die Furchen zu schneiden kann dazu führen, dass es den Läufer regelrecht aus dem Hang katapultiert, enorme Kräfte wirken zwischen Piste und Carvingskiern.

Um mit den Weltbesten zu konkurrieren, muss Straßer an jeder Stange zentimetergenaue Maßarbeit in Bodennähe leisten. Er boxt die Stangen weniger mit den Händen von sich, sondern rammt sie auf Schienbeinhöhe nach unten.

Die Falle: Im Moment des Passierens sehen die Fahrer die Lücke zwischen Innenski und Stange nicht oder kaum, ihr Blick durch die Skibrille geht ja nach vorne, zur nächsten Aufgabe.

Deswegen ist der potenzielle Einfädler der ständige, aber nicht gern gesehene Begleiter des Slalomfahrers.

Der erfolgreichste Slalomfahrer der Geschichte, Ingemar Stenmark aus Schweden, war in den 1970er- und 1980er-Jahren weitgehend ohne die taillierten Carvingski unterwegs, stellte aber damals fest: „Das Problem ist: Wer gewinnen will, kann nicht vorsichtig fahren. Es ist das reine Hasardspiel – alles oder nichts."

Das Durchschnittstempo im Slalom hat sich seit den 1950er-Jahren nahezu verdoppelt, 40 Stundenkilometer erreichen die Profis heute im Schnitt, bei Höchstgeschwindigkeit wird es noch flotter. Die Einfädelei ist eine Teufelei, aber die Zunft der Slalomfahrer hat auch einen Bonus: Slalomhänge sind kurz, ein Rennen zu veranstalten, ist weniger aufwendig als bei Super-Gs und Abfahrtsläufen. In dieser Saison musste, anders als bei den Speedrennen, kein einziger Weltcup-Slalom abgesagt oder verschoben werden, auch nicht bei den Frauen. Die Disziplin ist zudem deutlich weniger auffällig, wenn es um schwere Verletzungen geht. Technik ist mehr das Thema als Geschwindigkeit. So könnte der Slalom, die heimliche Königsdisziplin des Wintersports, in den Zukunftsfragen eventuell eine immer größere Rolle spielen. Weil der Wettkampf kontrollierbarer ist.

Das Hauptthema für Linus Straßer bleibt derweil die Kontrolle seiner Ski – und so stürzt sich der Münchner Skilöwe in den Südtiroler Bergern noch ein letztes Mal in den Hang.

Nach etwa 50 Stangen kommt er unten an, stark schnaufend, ohne Einfädler durchgekommen. Glücklich.

Am Start: Linus Straßer steht mit einer Brustkamera hinter der Vorrichtung für die Zeitauslösung, kurz bevor er sich in den Hang stürzt. FOTO: EISENBERGER / STRASSER / OH

Ausgepumpt und glücklich: Linus Straßer ist im Ziel, kurz nach dem letzten Trainingslauf des Tages – ohne Einfädler. FOTO: KORBINIAN EISENBERGER / OH

Das Gestell hat genug

Thomas Dreßen kündigt in Kitzbühel seinen Rücktritt als Skirennläufer an.

Kitzbühel – Wie ein Krieger in einer nicht mehr zu gewinnenden Schlacht saß er da, den Helm mit offenem Visier vor sich auf dem Tisch liegend. Dann begann der Skirennläufer Thomas Dreßen zu erzählen. Vor einer Woche, sagte er, beim Abfahrts-Weltcup in Wengen, da sei die Entscheidung gereift. „Eigentlich wurde mir in Wengen während der Fahrt schon klar, dass dies womöglich meine letzte Abfahrt ist", erklärte der Mann vom SC Mittenwald. Dann beschloss er, dass der Termin für diesen Ausstand der kommende, also dieser Samstag sein soll, auf der Kitzbüheler Streif. „Danach", sagte Dreßen, „werde ich meine Karriere beenden."

Der deutsche Skiverband verliert den erfolgreichsten Abfahrer seiner Weltcup-Geschichte. Fünf Siege, fünf dritte Plätze und 23 Vermerke unter den besten Zehn in insgesamt 79 Super-G- und Abfahrtsrennen hat Dreßen gesammelt. Nun hört er im besten Skifahreralter von 30 Jahren auf. Nicht weil er den Sport leid ist, sondern weil die Signale seines Körpers zuletzt immer deutlicher wurden. Als halte ihm der ganze Apparat nun ein Stoppschild vor.

Gefasst habe er den Beschluss am vergangenen Sonntag. Seine Frau habe gerade seine kleine Tochter ins Bett gebracht. „Da war ich alleine", sagte Dreßen, da habe er sich seine Siegfahrt von Kitzbühel noch mal angesehen. „Und da wurde mir klar, das geht nicht mehr, das lässt das Gestell nicht mehr zu." Er sei immer mit dem Anspruch gestartet, in der Weltspitze konkurrenzfähig zu sein. Diesen Zustand habe er im Anschluss an seine Knorpeloperation im Knie nach den Ski-Weltmeisterschaften 2021 nie mehr wirklich erreicht. „Fürs Hinterhergurken werde ich mein Gestell nicht mehr opfern", sagte Dreßen.

Im Saal der Pressekonferenz hörte man nur noch das Klicken eines Fotografen, so andächtig ruhig waren die etwa 20 Reporter geworden. „Wir haben so viel zusammen mitgemacht, aber es war eine schöne Zeit, sehr schön", sagte Christian Schwaiger, heute Cheftrainer und zuvor schon als Abfahrtstrainer des deutschen Männerteams ein enger Vertrauter Dreßens, mit gebrochener Stimme, neben ihm sitzend. „Als Trainer hat man ja auch Verantwortung", so Schwaiger. Auch er sei an einen Punkt gelangt, „wo ich eine gewisse Grenze nicht mehr überschreiten will". Dreßens Knie sei „immer weiter kaputt" gegangen.

Bewegender Abschied: Thomas Dreßen tritt mit 30 Jahren zurück – im besten Skifahreralter. FOTO: GEORG HOCHMUTH / DPA

Thomas Dreßen riss sich sichtlich zusammen. Er saß an diesem Donnerstag in einem Hotel in Kirchberg, ein Vorort von Kitzbühel. Genau hier war er vor sechs Jahren Richtung Streif aufgebrochen, am Morgen des 20. Januar 2018. Er galt damals als Außenseiter, ehe er Stunden später die berühmteste Skiabfahrt der Welt gewann, ja, sensationell war das. Doch es dauerte nicht lange bis zum ersten großen Rückschlag.

Beaver Creek, USA, 30. November 2018: Dreßen war gut unterwegs auf der schweren „Birds of Prey"-Piste, als er nach einem Fahrfehler schwer stürzte: Kreuzbandriss, Totalschaden im rechten Knie, auch die Hüfte war geschädigt. Ein Jahr später kam er ungeahnt stark zurück. Beim Saisonauftakt in Lake Louise holte er prompt seinen dritten Weltcupsieg und ließ bis Saisonende zwei weitere folgen. Doch den Preis für diese Erfolge, den zahlt er bis heute.

Der Unfall von Beaver Creek und die, wie er später einräumte, etwas vorschnelle Rückkehr, entpuppten sich als Auslöser für einen jahrelangen Kampf. Zwischen März 2020 und November 2022, also zweieinhalb Jahre lang, verzichtete er mit Ausnahme der WM-Abfahrt 2021 (Platz 18) auf sämtliche Rennen. Er wurde an der Hüfte operiert und mehrmals am Knie. Der Körper wehrte sich, Dreßen kämpfte weiter.

Rang zehn bei der Ski-WM in Courchevel vor einem Jahr – nur 0,26 Sekunden entfernt von Bronze – ließ noch mal Hoffnung aufkeimen, dass Dreßen der Version seiner Streif-Siegertage noch einmal nahekommen könnte. Vergangenes Jahr wurde seine Tochter geboren, vor Saisonbeginn sah man ihn vor Lebensfreude und Optimismus mit sich selbst um die Wette lächeln. Er glaubte noch daran, ganz gewiss.

Aber irgendwann half auch der Glaube nicht mehr. „Es gibt auch ein Leben danach", sagte er am Donnerstag, „ich will mit meinen Kindern Sport treiben und sie aktiv erziehen". Nur einmal wird er noch seinen Rennhelm aufsetzen. Die erste Abfahrt am Freitag wird Dreßen auslassen, aber am Samstag, auf den Tag genau sechs Jahre nach seinem ersten Weltcupsieg an selber Stelle, nimmt er Abschied. Er hätte keinen würdigeren Rahmen wählen können.

Korbinian Eisenberger

DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de
EisenbergerK
SZ20240119S9492224